

ALBANIEN

„Wir töteten nie ohne Grund“

Nedschmije Hodscha, 82, Witwe des einstigen kommunistischen Diktators Enver Hodscha, über das Regime ihres Mannes und die Zukunft der Krisenprovinz Kosovo

SPIEGEL: Noch heute leidet Albanien unter der jahrzehntelangen Isolierung des Landes durch Ihren Mann, den Diktator Enver Hodscha. Empfinden Sie Reue?

Hodscha: Nein. Es gab in Albanien damals keine Voraussetzungen für eine Demokratie, und es gibt sie auch heute noch nicht. In anderen Ländern des ehemaligen kommunistischen Blocks gab es vor dem Sozialismus bereits eine Form von Pluralismus. Wir dagegen wechselten direkt vom Feudalismus zu einem marxistischen System. Aber der „neue Mensch“, so wie wir ihn formen wollten, dachte leider nicht daran, auf seine Eigentumsrechte und andere Gewohnheiten zu verzichten. Am Ende unserer Regierungszeit fanden wir auch keine Antwort mehr auf die Forderung der Jugend nach Veränderung.

SPIEGEL: Die Antwort wäre Demokratie gewesen.

Hodscha: Wir hatten eine Art Demokratie der Mehrheit. Jetzt gibt es eine chaotische Demokratie für alle. Viele Emigranten kamen nur zurück, um ihr Eigentum zurückzuerhalten – nicht wegen der Demokratie. Hinter uns standen damals die Massen ...

SPIEGEL: ... deren Jubel Sie mit der Drohung von Haft in Straflagern erzwangen.

Hodscha: Wir konnten nicht liberal sein, denn uns drohte Gefahr aus der Luft, von Land und von See. Unsere auswärtigen Feinde verbündeten sich mit den Widersachern in unserem Land. Deshalb mussten wir deren Familien zerstören und haben Querulanten samt ihren Verwandten aus Tirana ausgewiesen und zu Geiseln gemacht. Sie waren es dann, die die Auführer des Widerstands anflehten: Gebt die Opposition auf, sonst werden wir alle bestraft. Brüder, Cousinen, Eltern – wir haben sie alle leiden lassen, um unser gerechtes Ziel zu erreichen. Das war unsere Erziehung. Aber die Zahl der Gemaßregelten war weit geringer, als das heutige Regime behauptet.

SPIEGEL: Historiker beschreiben Ihren Mann als gnadenlosen Schlächter. Wie viele politische Gegner hat er liquidieren lassen?

Hodscha: Ich weiß es nicht. Aber wir töteten nie ohne

Grund. In Albanien wollten Leute aus der Vergangenheit wieder an die Macht kommen. Alle Hinrichtungen erfolgten im Rahmen der gültigen Gesetze. Aber sicher spielte auch die Unterstützung Stalins für diese Gesetze eine Rolle.

SPIEGEL: Aus Freundschaft zu Stalin brach Ihr Mann 1948 mit dem verbündeten Jugoslawien. Was faszinierte ihn so an dem sowjetischen Tyrannen?

Hodscha: Damals waren alle begeistert von Stalin, schließlich hätten wir ohne ihn den Krieg nicht gewonnen. Gegenüber Albanien verhielt er sich immer korrekt. Was er innerhalb der Sowjetunion machte, interessierte uns nicht. Unsere Beziehungen zur Sowjetunion beruhten vor allem auf der realistischen Einschätzung, dass Moskau uns Schutz bieten konnte. Obwohl Tito später unser ideologischer Erzfeind wurde, respektierte ihn mein Mann als Stabilitätsfaktor auf dem Balkan. Als Tito sterbenskrank wurde, überraschte mich Enver mit der Bemerkung: „Ich wünschte, er würde noch einige Jahre leben. Du kannst dir nicht vorstellen, was jetzt in Jugoslawien passieren wird.“

SPIEGEL: 1961 zerbrach die Freundschaft zur Sowjetunion. Albaniens nächsten Verbündeten, China, jagte Ihr Mann dann 1978 aus dem Land. Sah er sich nur von Feinden umstellt?

Hodscha: Beide Staaten hatten von uns verlangt, Albanien zu liberalisieren, sie selbst wendeten sich den USA zu. Chruschtschow wollte uns außerdem vorschreiben, welche



Hodscha-Witwe Nedschmije
„Chaotische Demokratie“

Industrie wir entwickeln müssten, oder er verlangte, dass wir Orangen und Zitronen anbauen sollten statt Weizen. China wollte uns zu einer antisowjetischen Allianz, gemeinsam mit Rumänien und Jugoslawien, zwingen. Das entsprach, trotz unserer eingefrorenen Beziehungen zu Moskau, nicht unserer Ideologie. Denn von der Sowjetunion drohte uns keine Gefahr.

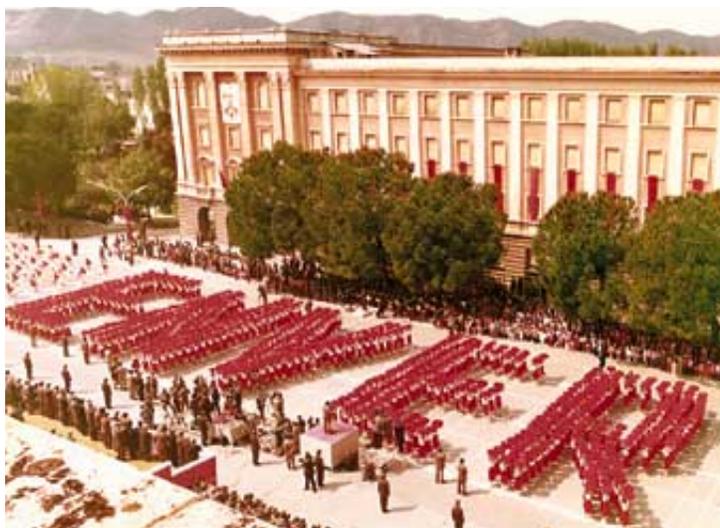
SPIEGEL: Was hat Ihnen der ideologische Amoklauf Ihres Mannes eingebracht? Die Menschen litten, hungerten.

Hodscha: Der Bruch mit China zwang unser Land wirtschaftlich in die Knie. Wir hatten beispielsweise ein Gesetz, das Arbeitslosigkeit verbot. Doch nun erhielten wir keine Rohstoffe mehr und fanden keine Absatzmärkte. 85 Prozent der Arbeiter wurden deshalb aus Sozialfonds bezahlt.

Als wir Moskau um Weizenlieferungen baten, verlangte Chruschtschow sogar, dass wir sie mit Gold bezahlten.

SPIEGEL: 1984 besuchte der damalige bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß Albanien, als es noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen Bonn und Tirana gab. Er bot Kredite an und forderte im Gegenzug eine Öffnung des Landes.

Hodscha: Nach dem Bruch mit China hatte unser Sohn meinem Mann geraten, Großbritannien und Frankreich um Hilfe zu bitten. Aber Enver bevorzugte die Deutschen, auch wenn sie unser Land von 1943 bis 1944 besetzt hat-



Maikundgebung in Tirana (1982): „Gefahr aus der Luft, von Land und See“

AGENCE TELEGRAPHIQUE ALBANAIRE

Stippvisite im Skipetarenreich

Franz Josef Strauß besuchte in den achtziger Jahren Albanien – um seiner außenpolitischen Passion nachzugehen.

Es ist ein ungewöhnlicher Besuch an diesem Tag im August 1984. Zwei Machtmenschen kommen sich näher. Zwei Männer aus entgegengesetzten politischen Lagern: Albanien sozialistischer Langzeit-Diktator Enver Hodscha und der bayerische Ministerpräsident und CSU-Chef Franz Josef Strauß.

Der Bayer ist mit Familie und Geländewagen quer durch den Balkan getourt – bis ihn seine „Privat-Visite“ schließlich in die albanische Hauptstadt führt. Wie ein Staatsgast wird Strauß empfangen, auch wenn der eigentliche Gastgeber sich vertreten lässt – der Mann, der sein Land mehr als 40 Jahre lang mit einem größtenwahnsinnigen Personenkult („Volk! Partei! Enver!“) überzieht, der seine Macht mit riesigen Straflagern für vermeintliche Gegner untermauert, der in mehreren Säuberungswellen selbst engste Vertraute ans Messer liefert.

„Ich habe keine gute Kenntnis der Balkanregion, aber ich denke, dass es hier eine Stabilität gibt“, soll Strauß in einem Gespräch mit Hodschas Vizepremier Manush Myftiu rätionalisiert haben, über das die Gastgeber anschließend Protokolle anfertigten, in die der SPIEGEL

nun Einblick erhielt. Es geht um die politische Großwetterlage in Europa. Um Jugoslawien, Albanien und immer wieder um die Bedrohung durch die verhasste Sowjetunion, nach Strauß' Worten eine „verkrüppelte Supermacht“, protokolliert die albanische Seite.

„Obwohl ich Sie erst seit einer Stunde kenne“, gibt sich der Deutsche redselig, „traue ich euch Albanern.“ Und er berichtet von Gesprächen mit der DDR-Führung, mit Polen und Ungarn. Alle hätten signalisiert, im Falle eines Angriffs Moskaus nicht gegen die Bundesrepublik zu Felde zu ziehen.

„Wir sind für die Selbstbestimmung des deutschen Volkes, und wenn die Sowjets es auch begreifen sollten, können sogar die Amerikaner Deutschland verlassen“, sagt Strauß. Westeuropa sei es egal, welche politische Farbe Alba-

nien habe – Hauptsache, das Land sei „keine Basis“ der Sowjets. Der Christsoziale Strauß in strategischer Partnerschaft mit dem steinzeitkommunistischen System des Enver Hodscha?

„Albanien war ihm als Bühne recht, wenn er nur den Weltpolitiker hervorkehren durfte, der er doch nun nicht mehr werden konnte“, bilanzierte SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein 1988 in seinem Nachruf auf Strauß. So reiste der Bajuware auch nach dem Tode Hodschas nach Albanien, als bereits dessen Witwe Nedschmije in der KP das Sagen hatte.



Strauß mit Vizepremier Myftiu (r., 1984)
„Ich traue euch Albanern“

Dieses Engagement blieb nicht ohne Erfolg: Für die deutsche Wirtschaft sprangen bescheidene Geschäfte heraus, Quelle kaufte Textilien, die Salzgitter AG zeigte Interesse für Chrom. Auch Strauß' Freund, der Münchner Mercedes-Statthalter Karl Dersch, nutzte offenbar den Kontakt, um im Balkanland Gebrauchtfahrzeuge zu verhökern.

Kaum vernahm Strauß bei seiner nächsten Visite 1986 den Wunsch Tiranans nach landwirtschaftlichen Maschinen und ausrangierten Bussen, machten Strauß-Zöglinge im Bonner Entwicklungshilferessort, das der CSU-Chef über Jahre als Quasinebenaußenamt für seine Interessen nutzte, das Geld locker: sechs Millionen Mark aus dem Topf der Bundesregierung.

MARION KRASKE

ten. Die Deutschen respektierten die Albaner. Außerdem sah mein Mann eine moralische Rechtfertigung für eine mögliche Unterstützung aus Deutschland, da wir von Deutschland Kriegsreparationen verlangten. Strauß wurde von einer ranghohen Delegation empfangen, und wir waren sehr beeindruckt von seiner Offenheit. Er sagte uns vertrauliche Dinge über unsere Nachbarn und die Interessen der internationalen Gemeinschaft. Noch nie hatte jemand so offen zu uns gesprochen.

SPIEGEL: Aber die Hilfe ist dann doch ausgeblieben?

Hodscha: Deutschland wollte das Geld nicht als Kriegsschuldzahlung ausweisen – und unsere Verfassung verbot die Aufnahme von Krediten.

SPIEGEL: Die Angst Ihres Mannes um seinen Machterhalt begründen Sie mit seiner Treue zur kommunistischen Ideologie. Bei der Bombardierung Jugoslawiens durch die Nato stellten Sie sich dagegen ohne Gewissensbisse hinter die USA. Sind Sie wankelmütig geworden?

Hodscha: Ich war als Marxistin-Leninistin gezwungen, etwas zu tun, das meiner bisherigen Überzeugung widersprach. Damit stellte ich mich sogar gegen einen großen Teil meiner Freunde. Denn wir hatten die Nato als Teil des imperialistischen Systems gesehen und alles, was sie tat, verurteilt. Nun schloss ich für mich selbst einen Kompromiss mit der Nato und den USA. Es gab keinen anderen Weg, die Leiden der Albaner im Kosovo und die Serbenherrschaft dort zu beenden. Aber wir sollten keine Illusionen haben, dass wir für diese Hilfe der USA nicht auch einen Preis zahlen müssen. Sie haben großes Interesse an der Region.

SPIEGEL: Zahlreiche ehemalige Führer der albanischen Rebellen im Kosovo zählen zu Ihren Freunden. Welchen Rat geben Sie ihnen, um das Ziel der Unabhängigkeit zu erreichen?

Hodscha: Unsere Regierung windet sich um eine klare Aussage, weil die internationale Gemeinschaft Zurückhaltung verlangt, um die Stabilität der Region nicht zu gefährden. Doch das Kosovo muss schnellstmöglich unabhängig werden. Was eine künftige Verbindung mit Albanien angeht, müsste sie für immer sein, oder es braucht sie gar nicht erst zu geben. Mein Mann sagte immer: „Fang nichts an, wenn du nicht weißt, wie es endet.“

SPIEGEL: Werden Sie von der jetzigen Führung des Landes verfolgt?

Hodscha: Nein, niemand belästigt mich. Ich wurde 1997 nach mehrjähriger Haft aus dem Gefängnis entlassen, habe einen Pass und konnte in den letzten Jahren nach Deutschland, Frankreich und Belgien reisen. Ich lebe in einem kleinen Raum, den mir meine Tochter überließ. Aber ich weiß nicht, warum man mir unsere Residenz nicht mehr zurückgeben will.

INTERVIEW: RENATE FLOTTAU